

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** 175 (1902)

**Artikel:** Was der Kalendermacher den Kindern erzählt  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-656286>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 04.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



### Was der Kalendermacher den Kindern erzählt.

Eines Tages, als der hinkende Bot über Land zog, wurde er von einem argen Gewitterregen überrascht; zum Glück war er nicht weit von einem währschafsten Bauernhaus, wo er nicht nur schermen durfte, sondern auch, nach schöner Sitte, mit Kaffee und Röchli bewirtet wurde. Die Kinder — es war ein ganzes Schärchen, vom kleinsten Bub im Wägeli bis zum hochaufgeschossenen, schlanken Mädchen — welche zuerst sich scheu in die Ecke gedrückt und verwundert nach dem komischen Mann mit dem Stelzfuß geblickt hatten, ließen sich nach und nach herbei, als die Mutter ihnen sagte, ich sei der Kalendermacher, und wenn sie nicht ar-

tig grüßten, so brächte ich sie in die Prattig, und das sei die größte Schande, die einem widerfahren könne. Diese Drohung trug nun nicht gerade dazu bei, mich bei den Kindern populär zu machen, im Gegenteil, sie zogen sich wieder hinter den Ofen zurück und wagten sich erst hervor, als ich fragte, ob ich ihnen eine Geschichte erzählen solle. „He ja, wenn d'hasch,“ meinte der große Bub, „aber öppis Pläsirlechs, nid nume so längwiligs Züg, wie de geng im Kaländer bringsch.“ — Ich mußte lachen ob dieser Wahrheit aus Kindermund und erklärte dem Knaben, der Kalender sei eben für die großen Leute und nicht für die Kinder geschrieben. „Aber hasch nid o öppis für d'Ching dri bringe?“ meinte nun das blonde Mädeli, das sich aus der Ofenecke hervorgewagt hatte, „'s Großmüeti het scho mängisch gseit, wenn mers plaget hei, es soll is öppis us der Prattig erzelle: ,s isch nüt drin für d'Ching'.“



Da ich nun zufällig eine hübsche Geschichte gehört hatte, die sich „für d'Ching bsungerbar guet schickt“, setzte ich mich auf die Ofenbank und begann zu erzählen. Aus allen Winkeln kamen sie hervor, um zuzuhören, nicht nur die Kinder, auch die Großen, und lauschten voller Freude der Kindergeschichte; und weil sie damals meinen freundlichen Gastgebern so gut gefallen hat, will ich sie im Kalender abdrucken, damit mich der Vorwurf, ich bringe nur langweiliges Zeug und nüt für d'Ching, nicht wider treffe.

### Das gefehlte Hühnchen.

So verwundert und so erstaunt war das Hühnergritli wohl in seinem Leben noch nie dastanden; es konnte kaum vom Fleck und rief nur immer: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu!“



Immer war das schwarze Küchlein da.

Fünfzehn schöne weiße Eier hatte es dem schönen weißen Brahmaputra-Huhn, welches mit zwei Gefährtinnen und einem schneeweißen Hahn im vergitterten Hühnerhaus für sich abgesondert seiner Pflege anvertraut war, untergelegt, und nun krabbelten zwölf schneeweiße Hühnchen wie lebendige Schneeballen im Nest herum, aber mitten unter ihnen, wie ein Tintenfleck auf weißem Tuch, ein schwarzes Küchlein, ganz schwarz, ohne ein weißes Federchen; das böse dreizehnte, das muß verhext sein! — Sorgfältig wurde das Nest von den zerbrochenen Eierschalen und den schlechten Eiern gereinigt, und immer war das schwarze Küchlein da, mitten in der weißen Schar, und machte seine Rechte geltend, obschon die Gluckhenne, offenbar ebenso entrüstet wie das Hühnergritli, es allemal mit kräftigem Schnabelhieb forttrieb, wenn es unter den mütterlichen Zittichen Schutz suchte.

Ebenso verwundert wie Gritli war auch der Eigentümer des Hühnerhofs, Graf von

Waldeck, welcher auf seinem Morgenspaziergang vorbeikam. „Schaff' doch das schwarze Ding weg,“ sagte er zu der ratlosen Magd, „es verdirbt ja alles.“ „Wenn ich nur wüßte, wie's zugegangen,“ jammerte sie immer wieder, „ich begreif's eben nicht!“ Der Graf machte kurzen Prozeß. Er erfaßte das schwarze Hühnchen und war im Begriff, es auf die Steinplatten zu werfen und seinem Leben dadurch ein Ende zu machen, als Gritli mit erhobenen Händen bat: „Nicht töten, Herr Graf, nicht töten.“ „Nun, so schaff' du es weg, aber Sorge dafür, daß ich es nicht mehr unter die Augen bekomme.“ Noch zitternd von der ausgestandenen Angst, umschloß Gritli das Tierchen mit der Hand und versteckte es unter einen umgestülpten Blumentopf. Die stolze Brahmaputra-Henne schien sehr zufrieden, daß das gefehlte Hühnchen nicht mehr unter ihrer Schar war; breitspurig legte sie sich in den warmen Sonnenschein und ließ die niedlichen weißen Dingerchen auf sich herumhüpfen. — Als Gritli alle seine Pfleglinge versorgt hatte, erlöste es das schwarze Hühnchen aus seiner Gefangenschaft; noch wußte es nicht wohin mit seinem Schützling. Plötzlich fiel ihm ein, es wolle ihn dem kranken Roseli im alten Gärtnerhäuschen bringen; das Roseli war ja in seiner Art auch ein „Gefehltes“, es war lahm und krumm seit der frühesten Kinderzeit und konnte weder sitzen noch gehen. Tag für Tag lag das arme Kind in seinem Fahrstuhl, welchen der Vater, ein armer Gärtner, aus einem alten Kinderwagen zusammengeflickt hatte. Das kranke Kind war immer allein, die Mutter ging auf den Taglohn, der Vater ebenfalls. War das Wetter gut, so wurde das Kind unter den Birnbaum geschoben, ein Stücklein Brot und ein altes Bilderbuch ihm auf den Schoß gelegt, und so mußte es bleiben und warten, bis die Eltern mittags heimkamen. Ab und zu konnte Gritli einen Augenblick erübrigen, um nach dem armen Roseli zu sehen; wie leuchteten des Kindes Augen, wie streckte es ihm die magern Händchen entgegen, wenn es Gritli den Weg hinunter kommen sah!

Heute war Roseli ganz besonders traurig; der Vater hatte auswärts Arbeit, wo er mehrere Tage wegbleiben mußte, und die Mutter





„Darf ich es behalten, darf ich es behalten?“

lag schwer krank zu Bett, so daß sie dem Kind nicht einmal seine Milch reichen konnte. Weinend lag das arme Roseli auf seinem schmalen Bettchen, während die Mutter im Fieber irre redete.

Gritli hatte das Hühnchen in einen alten Vogelfäfig, den es im Speicher gefunden hatte, gesetzt und ihm Wasser und Futter gereicht. Als Roseli das Tierchen sah, vergaß es Hunger und Durst und griff nach dem Käfig, den Gritli ihm auf einen Stuhl ans Bett stellte; zitternd vor Freude rief es: „Darf ich es behalten, darf ich es behalten?“ Gritli holte nun den Armenarzt und erbat bei der Haushälterin die Erlaubnis, sich der armen Frau annehmen zu dürfen. Zufällig hörte die junge Gräfin von der Not im Gärtnerhäuschen, sie schickte der Kranken gute Suppe und sorgte für die nötige Pflege. Eines Tages, als die Mutter so weit genesen war, daß sie sich mit Roseli unter den Birnbaum setzen konnte, sah die Gräfin im Vorbeigehen das arme Kind; es lag wie gewöhnlich im Fahrstuhl, die Sonne warf ihre Strahlen auf sein goldblondes Haar, das sich in weichen Locken um sein schmales, weißes

Gesichtchen schmiegte; auf der Lehne des Stuhles saß ein schwarzes Hühnchen, welches zutraulich an einer Brotrinde pickte, welche das Kind ihm herhielt. Verwundert blieb die Gräfin stehen und betrachtete das liebliche Bild. Sie fühlte einen brennenden Schmerz im Herzen, und Thränen traten ihr in die Augen. Trotz allem Reichtum und allem Glück, das sie umgab, war ihr bis dahin der größte Herzenswunsch, ein Kindchen zu besitzen, versagt. Und diese armen Leute, die kaum das Nötigste zum Leben hatten, nannten ein Kind ihr eigen, ein Kind so hold und schön wie ein Engelein. Sie mußte es nicht und konnte es aus der Entfernung nicht sehen, was für ein armes, unglückliches

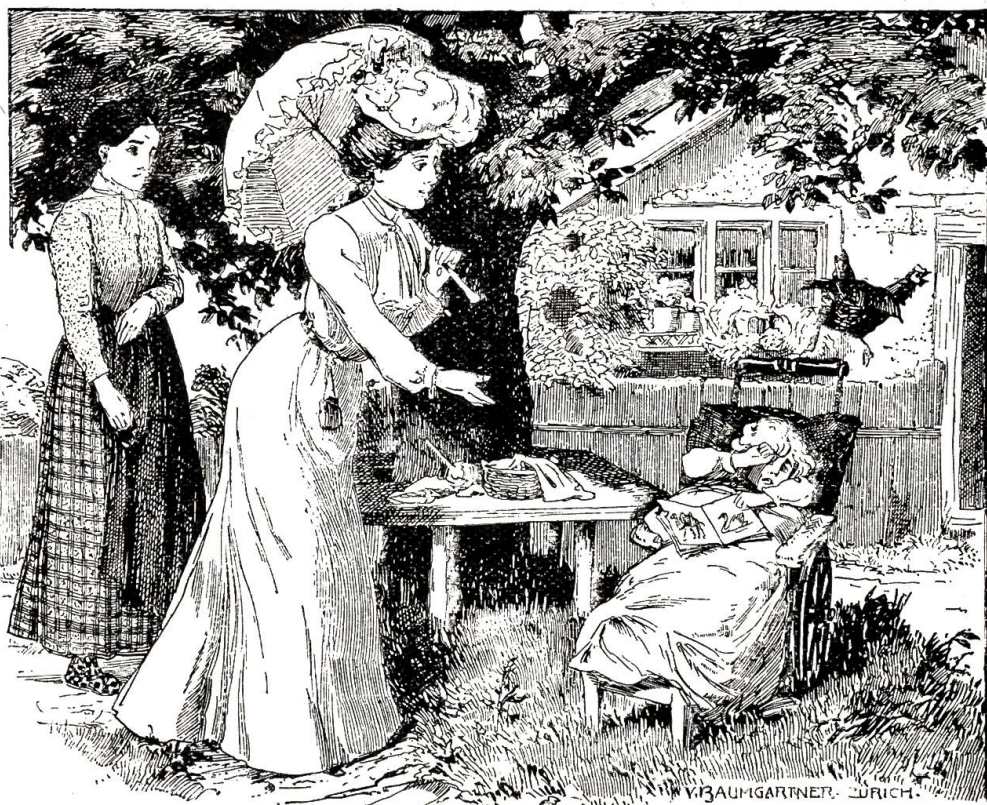
Geschöpfchen dieses Kind war, sie glaubte, es liege nur da im warmen Sonnenschein, um mit dem Hühnchen zu spielen. Zuerst wollte sie vorübergehen, aber Frau Anne hatte sie erblickt und erhob sich, um ihr zu danken für die gütige Hülfe während ihrer Krankheit. Die Gräfin trat zu dem Kind; das Hühnchen flatterte erschrocken davon, und Roseli, nicht gewohnt, fremde Menschen zu sehen, fing an zu weinen. — Jetzt sah die Gräfin, daß das arme Kind ein Krüppel war. Freundlich suchte sie die Kleine zu trösten, und Roseli lächelte ihr gar bald unter Thränen freundlich entgegen. Die Gräfin setzte sich neben das kranke Kind, gab ihm ihre schöne Uhr zum Spielen und ließ sich von der Mutter über die Krankheit des Kindes berichten. Tief ergriffen kehrte die Gräfin in ihre stolze Villa zurück; der schöne Garten mit seinen prächtigen Blumen und Springbrunnen, die herrlichen Zimmer und Säle des Hauses, alles schien ihr kalt und öde. Eine tiefe Traurigkeit überkam sie, ein Herzweh und eine Sehnsucht, die sie nicht bemeistern konnte. Vor ihren Augen erblickte sie nur immer das eine Bild: das schöne Kind mit dem Heiligenschein von gol-



denen Locken um das weiße Gesichtchen, mit dem schwarzen Hühnchen neben ihm. — Schon früh am andern Tage besuchte sie wieder das Kind. Das Wetter war rau und unfreundlich; der Vater hatte den Fahrstuhl ans Fenster gerückt, und die Mutter, welche, trotzdem sie noch schwach und müde war, wieder dem Verdienst nachging, hatte, damit das Hühnchen, Tintenfleck hatte Gritli es getauft, aus und ein konnte, den obern Fensterflügel geöffnet.

Lange blieb die Gräfin bei dem einsamen Kind und freute sich mit ihm über das zutrauliche Tierchen, welches hin und her flog und gierig von dem mitgebrachten Kuchen pickte.

Jedesmal, wenn die Gräfin bei Roseli gewesen, war sie trauriger und bekümmter, so daß der Graf ernstlich um ihre Gesundheit besorgt wurde. Lange wollte sie ihm den Grund ihres Kammers nicht mitteilen, wußte sie ja doch, daß auch er sich sehnlichst ein Kindchen wünschte. Aber auf sein herzliches Befragen hin öffnete sie ihm ihr Herz und bat ihn, ob sie nicht für das arme Kind sorgen dürfe. Mit Freuden sagte der Graf zu; der beste Arzt wurde nun befragt; nichts wurde unversucht gelassen, und unter der sorgfältigen Pflege erholte sich Roseli zusehends. Bald war es so weit, daß es aufrecht sitzen konnte, und der Arzt machte ihm sogar Hoffnung, daß es auch das Gehen noch erlernen werde. Roselis Eltern waren überglücklich und wußten kaum, wie sie den Wohlthätern ihres Kindes genug danken konnten; aber in einem Punkte blieben sie fest: sie wollten ihr Kind nicht hergeben. Gar zu gern hätte die Gräfin das Kind als ihr eigenes angenommen, aber die Eltern flehten sie unter



Die Gräfin trat zu dem Kind; das Hühnchen flatterte erschrocken davon.

Thränen an: „Laßt uns unser Kind, es ist unser Ginz und Alles.“

Jahre waren verflossen. Rosel war kräftig geworden und groß gewachsen; die Hoffnung des Arztes hatte sich so weit erfüllt, daß sie an Krücken sich fortbewegen konnte. Ihre Wohlthäterin und mütterliche Freundin hatte sie in allen feinen Arbeiten sorgfältig unterrichten lassen; mit ihrem Klöppelkissen saß sie nach wie vor unter dem Birnbaum; Tintenfleck, das gefehlte Hühnchen, war nun eine bejahrte Henne geworden, welche die treue Pflege hin und wieder mit einem schönen Ei belohnte. Sie war Rosels Gesellschafterin und Freundin und war stets neben ihr, treuer als ein Hündchen. Nachts schlief sie auf dem Baum vor Rosels Zimmerchen, und jeden Morgen weckte sie sie mit fröhlichem Flügelschlag. Heute war Rosel ganz besonders fleißig, ihre Arbeit mußte vor dem Abend fertig sein. Hin und her flogen die Fäden auf dem Klöppelkissen, und keinen Blick wandte sie davon. Jetzt war sie fertig;





So daß sie strahlend der Gräfin das Angebinde überreichen konnte.

prüfend ließ sie die Arbeit durch die Finger gleiten, ein Kindermützchen war's, fein und lustig wie aus Spinnweb verfertigt. Mit glücklichem Lächeln erhob sie sich, um ihre Arbeit ins Schloß zu tragen. Dort herrschte große Freude. Nach jahrelangem Warten und Sehnen war der Herzenswunsch der schönen Gräfin erfüllt worden; ein rosiges Kindchen, ein Stammhalter, war ihnen geschenkt worden. Morgen sollte die

Taufe sein. Rosel hatte die Erlaubnis erbeten, das Taufhäubchen anfertigen zu dürfen, und hatte ihre ganze Kunst und ihren größten Fleiß aufgeboten, das Beste zu leisten. Es war ihr auch gelungen, so daß sie strahlend der Gräfin das bescheidene und doch so wertvolle Angebinde überreichen konnte.

Die Vorbereitungen zu dem glänzenden Freudenfest waren schon fast beendet, die glückliche Mutter hielt den Täufling in ihren Armen und blickte ganz verklärt in die dunkeln Kinderaugen. Alle Schwerkut und Traurigkeit war von ihr gewichen, seitdem sie ein Kind ihr eigen nennen konnte. Nichtsdestoweniger liebte sie Rosel und Rosel verehrte die Gräfin wie eine Heilige. „Ach“, dachte sie, als sie wieder daheim an ihrer Arbeit war, „wenn ich nur der guten Frau meinen Dank und meine Liebe so recht beweisen könnte; alles, was ich bin, verdanke ich ihr; ohne sie wäre ich noch der elende Krüppel, wahrscheinlich schon längst gestorben.“ Das schwarze Hühnchen weckte sie aus ihren Betrachtungen; seitdem das kleine Kind droben im Schloß da war, hatte Tintenfleck viel von seiner Wichtigkeit eingebüßt. Wie aus einem Traum erwachte Rosel, als das Hühnchen sie, seiner Gewohnheit gemäß, von der Stuhllehne aus am Ohr läppchen zupfte, und lächelnd reichte sie ihm den gewohnten Vederbissen.

Ermüdet von der angestrengten Arbeit legte Rosel sich frühzeitig zur Ruhe.

Plötzlich fuhr sie aus dem Schlaf empor und lauschte. Dumpf und schwer schlug etwas gegen ihr Fenster, welches nur angelehnt war. „Es wird der Wind sein“, dachte sie und schloß die müden Augen, um weiter zu schlafen; aber der Schlag wiederholte sich, das Fenster gab nach und angsterfüllt flatterte das Hühnchen bis auf ihr Bett. Im Zimmerchen war es taghell; sie schleppte sich ans Fenster, und —



fast wäre sie zusammengefunken vor Schreck — vor ihr lag das Herrenhaus in grauig schöner Beleuchtung: aus dem Hinterteil des Daches schlugen hohe Feuergarben! Ihr Schreckensruf weckte den Vater. „Rette das Kind und die Gräfin“, schrie Rosel, und sank ohnmächtig zusammen.

Die Mutter trug das bewußtlose Kind auf sein Lager, während der Vater, notdürftigst bekleidet, dem Schloß zu eilte. Der gellende Ruf Roselis „Rette das Kind“ schien ihm Flügel zu verleihen.

Er hatte die Geistesgegenwart, eine hohe Gärtnerleiter, die vom gestrigen Tagewerk noch an einen Baum gelehnt da stand, mitzunehmen, denn nur so war es ihm möglich, über die hohe Mauer zu gelangen, welche die ganze Besitzung umgab; oben auf der Mauer angelangt, zog er die Leiter nach und erreichte, so rasch es mit der schweren Leiter möglich war, das Haus, dessen Hinterfront bereits in hellen Flammen stand, ohne daß die Bewohner etwas davon bemerkten. Auf der Vorderseite gewahrte er ein offenes Fenster; rasch entschlossen lehnte er seine Leiter an. Kein Laut als das unheimliche Knistern des Feuers war vernehmbar. Mit raschem Griff erfaßte er den Fenstersims und war im Begriff, sich ins Zimmer zu schwingen, als ihm der Ruf: „Wer da, ich schieße!“ entgegenkündete. Ohne sich weiter darum zu kümmern, schwang er sich vollends auf den Sims mit dem Angstschrei: „Feuer, Feuer!“ Im nämlichen Augenblick krachte ein Schuß, und rücklings stürzte er hinunter. Seine Aufgabe, den Hausherrn zu wecken und die Gräfin und das Kind zu retten, war erfüllt. In der furchterlichen Aufregung kümmerte sich niemand um den Retter, der todeswund zwischen blühenden Rosen lag.

Sobald Rosel sich erholt hatte, eilte sie, auf die Mutter gestützt, dem brennenden Hause zu. Am Eingangsthor der Villa, welches mittlerweile geöffnet worden war, kam ihr die Gräfin, den Kleinen in den Armen, entgegen. „Gottlob“, rief Roseli, „sie sind gerettet!“ Die Gräfin legte schluchzend das Kind in ihre Arme: „Trag es zu dir, es hat kein Obdach und kein Bettchen mehr. Noch einen Augenblick länger, so wären



Vor ihr lag das Herrenhaus in grauig schöner Beleuchtung.

wir alle verloren gewesen.“ In diesem Augenblick stürzte mit furchterlichem Krachen der Dachstuhl des Hauses ein; der Funkenregen sprühte weit herum; hätte Rosel das Kind nicht mit ihrem Körper bedeckt und die Feuerfunken aufgefangen, es wäre davon versengt worden. Die Mutter tauchte ihre Schürze in den nahen Springbrunnen und schlang sie um Rosel. Diese legte das Kind in der Mutter Arme, es zu tragen, überstieg ihre Kräfte, sie mußte sich fest auf ihren Stock stützen, um vorwärts zu kommen. Im Gärtnerhäuschen angelangt, legte sie den Kleinen, der mittlerweile eingeschlafen war, in ihr eigenes Bett und setzte sich daneben, seinen Schlummer zu bewachen. Daß der Vater nicht zurückkam, kümmerte sie nicht, sie glaubte ihn bei der Rettungsarbeit beschäftigt.

Wie lange das unglückliche Opfer eines vermeintlichen Einbruchs besinnungslos dargelegen, wußte niemand. Ein Strom kalten Wassers brachte den Mann zur Besinnung, aber sein Stöhnen und Wimmern wurde lange nicht gehört in dem Getöse der Löscharbeit. Endlich war die Gefahr vorüber, das Feuer gedämpft. Bis auf die Mauern war das Haus ausgebrannt. Halb verzweifelt wanderte der Graf auf der Brandstätte herum, alles war dahin, seine Altertümer, seine Kunstsammlungen, seine Ahnenbilder, sein ganzer Stolz und seine Freude, alles lag in Schutt und Asche. Noch konnte er sich keine Rechenschaft über die Vorgänge der





Im nämlichen Augenblick krachte ein Schuß.

Nacht geben, er erinnerte sich nur dunkel, den Ruf „Feuer“ vernommen und seinen Revolver, der immer geladen neben seinem Bette lag, losgeschossen zu haben. Aus seinem Sinnen weckte ihn ein leises Stöhnen. Sollte ein Arbeiter beim Löschen verunglückt sein, oder war jemand in den Flammen geblieben? Sein Hausmeister hatte ihm versichert, daß alle gerettet seien. In der grauen Morgendämmerung erkannte er zunächst der Hausmauer eine dunkle Masse zwischen den Rosenstämmen; das Stöhnen drang nun deutlich von dort her zu ihm. Plötzlich wurde ihm alles klar. Es war der Gärtner Anton. Auf diese treue Seele, welche ihn und

die Seinen vor dem Flammentod gerettet hatte, hatte er geschossen, ihn dem Tode preisgegeben.

\* \* \*

Das Feuer war im Hinterhaus, wo der alte Simon, der seit Jahren das Gnadensbrot aß, sein Zimmerchen hatte, ausgebrochen. Wo war Simon? Niemand hatte ihn gesehen. Nach längerem angstvollem Suchen fand man die halbverkohnten, bis zur Unkenntlichkeit verbrannten Überreste des alten Mannes. Wahrscheinlich hatte er, vom Schlaf übermannt, die Lampe umgeworfen; eine andere Lösung ließ sich nicht finden. Das erklärte auch den Umstand, daß das Feuer so um sich greifen konnte, ohne daß die Bewohner es gewahr wurden.

\* \* \*

Vor seinem Häuschen unter dem alten Birnbaum in einem bequemen Lehnstuhl saß der treue Anton. Tief lagen seine Augen in den Höhlen, schmal und blaß waren seine Wangen, aber froh und glücklich lächelte er seiner Rosel zu, welche vom Hause her ihm entgegen trat, ihr schwarzes Hühnchen im Arm. Die Kugel war durch die linke Achsel gedrungen, ohne edlere Organe zu verletzen; die Ärzte hofften, daß er den Gebrauch des Armes wieder erlangen werde. Schlimmer war jedoch der Sturz und die dadurch hervorgebrachte Gehirnerschütterung. Lange Zeit schwebte er zwischen Leben und Tod, er ahnte nicht, daß im Zimmer nebenan seine Tochter ebenfalls mit dem Tode rang. Der Schreck, die Erschütterung und die Brandwunden, welche sie erhalten, indem sie das Kind mit ihrem Körper vor den herumfliegenden Feuerfunken deckte, brachten sie an den Rand des Grabes.

Nur langsam erholte sie sich. Anfangs schien es, als wollten die geschwundenen Kräfte gar nicht wiederkommen. Der Arzt verordnete ihr nun eine Kur in einem Stahlbad; die Kur wirkte fast Wunder. Nicht nur stärkte und kräftigte sich Rosel zusehends, sie gab ihr auch den Gebrauch der von Kind an gelähmten Glieder. Unendliche Wonne durchströmte ihr Herz, als sie zum erstenmal ohne Stock und ohne Hülfe einige Schritte machen konnte. Nachdem der erste Versuch so gut gelungen, ging es von



Tag zu Tag besser, und bald verlor sie auch die letzte Angstlichkeit. Die Krankenschwester, welche sie ins Bad begleitet hatte, gab ihr den Rat, den Eltern und der Gräfin nichts von dem wunderbaren Erfolg der Kur mitzuteilen, sie sollte sie dadurch überraschen. — Als Rosel, begleitet von der treuen Wärterin, im gräflichen Wagen, welcher sie auf dem Bahnhof abgeholt hatte, vor das Gärtnerhäuschen gefahren kam, eilte die besorgte Mutter herbei, ihr Kind aus dem Wagen zu heben; als jedoch ein blühendes junges



Als sie sich von Rosel umfaßt und umschlungen fühlte.

Mädchen leicht herausprang, erkannte sie Rosel nicht, sie glaubte, es wäre eine Begleiterin. Ganz enttäuscht wandte sie sich von dem leeren Wagen ab, als sie sich von Rosel umfaßt und umschlungen fühlte, und unter Lachen und Weinen erkannte sie erst jetzt ihr gerettetes, wiedergeschenktes Kind. Auch der Vater wollte seinen Augen nicht glauben, und Tintenfleck flatterte wild und erschrocken davon, als ihm Rosel nach gewohnter Weise die Hand hinreckte; ja, er brauchte einige Tage, um sich daran zu gewöhnen, daß das schöne blühende Mädchen, welches so leicht durch den Garten daherschritt, seine arme, kleine Herrin sei, welche bis vor kurzem so mühsam und elend am Stocke einherhumpelte.

Das Wiedersehen mit der gräflichen Familie war rührend. Die Gräfin legte ihren kleinen Sohn, der sich unterdessen prächtig entwickelt hatte, in Rosels Arme, und unter Freuden Thränen dankte sie ihr, daß sie durch ihr kluges, mutiges Eingreifen dem Kinde die Eltern und den Eltern das Kind gerettet hatte. Beschämt wies Rosel den Dank zurück; hätte Tintenfleck sie nicht geweckt, wäre ihr Vater nicht so rasch und mutig zu Werke gegangen; sie allein hätte ja nichts ausrichten können. Der Graf hatte den Verlust seiner Schätze längst verschmerzt;

die neue Villa war schon bald ausgebaut. Rosel und ihre Eltern sollten von nun an sorgenfrei im Gärtnerhaus des Schlosses wohnen, wo Anton als Aufseher sich nützlich machen konnte. Rosel erbat sich als einzige Belohnung, daß sie den kleinen Grafen pflegen und besorgen dürfe. Bessere Pflegerin gab es wohl selten eine, und der kleine Arno lohnte durch zärtliche Liebe und Anhänglichkeit ihre treue Aufopferung.

„Und Tintenfleck?“ fragte der kleine Hansli, welcher der Erzählung des hinkenden Boten atemlos zugehört hatte, „bekam der keine Belohnung, etwa ein goldenes Halsband oder so etwas?“

„Tintenfleck wurde hoch verehrt und gepflegt, bis er vor Alter starb; unten im Garten wurde ihm ein Denkmal errichtet, und auf einer Mar- mortafel stand in goldenen Buchstaben zu lesen: „Hier ruht Tintenfleck, das schwarze Huhn, welches durch seine Wachsamkeit den Grafen und seine Familie vom Feuertod errettet hat.“

„Und das Hühnergritli, hat das nichts bekommen?“ fragte nun auch Mädeli, das schlanke Mädchen mit dem blonden Zopf, „es war doch an allem schuld.“

„Ja, das Gritli! Es hätte es sich nie träumen lassen, daß sein gutes Herz, welches





Im Garten wurde ihm ein Denkmal errichtet.

nicht dulden wollte, daß das arme Hühnchen umkomme, nur weil es schwarz und gefeßelt war, und das zugleich auch dem armen gefeßelten Roseli eine Freude machen wollte, so reiche Früchte tragen würde. Die Gräfin wollte Gritli, welche ein armes Waisenkind war, ausbilden und erziehen lassen; aber Gritli wehrte sich dagegen. Wenn mir die gnädige Frau Gräfin eine Freude machen will, hat es, so soll sie mich bei meinen Hühnern lassen, das ist mir das liebste und beste Geschenk, und wenn sie mir noch für den Winter eine warme Haube und ein Paar Holzschuhe schenkt, so bin ich der glücklichste Mensch unter der Sonne."

### Ein seltsamer Anarchist.

In Graz (Hauptstadt von Steiermark) drangen um Mitternacht vier Wachleute in die Wohnung eines Artisten ein, holten ihn aus dem Bette und erklärten ihn für verhaftet. Erst in der Frühe erfuhr der Arretierte, daß man ihn für einen gefährlichen Anarchisten halte, weil die Anzeige vorliege, daß er in einem Buche mit verdächtigen Zeichen lese. Es stellte sich heraus, daß dies ein Lehrbuch der Stenographie war. (Blinder Eifer schadet nur.)

### In Verlegenheit.

Junge Frau (zur Freundin): „Oh, Emma, ich bin in schrecklicher Verlegenheit; meine Eltern haben mir Geflügel geschickt, und zwar dummerweise gänzlich gerupft, jetzt weiß ich ja nicht einmal, ob's Hühner oder Enten sind."

### Standesmäßige Todesarten.

Der Färber erblaßt und der Maler wird zum Schatten. — Dem Schneider reißt der Lebensfaden. — Der Botaniker beißt ins Gras. — Der Briefträger hat seine Bahn vollendet. — Die Schildwache hat es überstanden. — Der Buchhalter schließt sein Leben ab. — Der Lehrer hat zu lehren aufgehört. — Der Pfarrer segnet das Zeitliche. — Des Uhrenmachers Uhr ist abgelaufen. — Dem Kerzenzieher wird das Lebenslicht ausgeblasen. — Dem Türmer schlägt seine letzte Stunde. — Der Bergmann fährt in die Grube. — Der Chemiker sieht seiner Auflösung entgegen. — Der Soldat wird zur großen Armee versammelt. — Der Bankier wechselt das Zeitliche mit dem Ewigen. — Der Bäcker ist gewogen und zu leicht befunden worden. — Der Büchsenmacher hat seinen Lauf vollendet. — Die Waschfrau hat ausgerungen. — Der Töpfer verläßt das Irdische. — Der Kondukteur liegt in den letzten Zügen. — Der Schnapsbrenner giebt seinen Geist auf. — Der Musikant pfeift auf dem letzten Noche und — Alle Menschen müssen sterben. —

### Programm für die nächste Viehausstellung.

Um 10 Uhr vormittags Ankunft des Rindviehes.

" 11 " Ankunft der Festgäste.

" 12 " gemeinschaftliches Mittagessen.

### Der Untergang der Welt.

Verschiedene Propheten hatten, wie schon so oft, wieder einmal den Untergang der Welt vorhergesagt. Der gefürchtete Tag ging aber ohne Zwischenfall vorüber, und die Erde ist auch seither in ihrer gewohnten Bahn fortgewandelt, ohne sich um die düstern Weissagungen zu kümmern. Es erinnert dies den Kalendermann an einen Vorfall, der sich im Städtchen Reichenau (Königreich Sachsen) vor mehr als 40 Jahren zugetragen hat und den er seinen Lesern nicht vorenthalten will.

Anno 1857 sollte nach verschiedenen Prophezeiungen ebenfalls schon die Welt untergehen. Auch in Reichenau sahen ängstliche Gemüther dem Tag mit Bangen entgegen. Er kam, aber da er sich mit lachendem Sonnenschein einführte